

# Eübender Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Eübender Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis, einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“, vierteljährlich 2.00 Mk., monatlich 70 Pf.

Redaktion und Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46  
Telefon Nr. 82A

Die Anzeigengebühren betragen für die sechsgepaltenen Nummern, die den Namen 20 Pf., Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pf., sonstige Anzeigen 30 Pf. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 30.

Sonnabend, den 5. Februar 1916.

23. Jahrg.

## Bei unseren Feinden.

Von Richard Gädle.

Es wäre ja schön, wenn wir uns in dem Glauben wiegen würden, daß die regierenden Kreise in den uns feindlichen Ländern schon ein Friedensbedürfnis empfinden. Nach allem, was wir von dort hören, müssen wir vielmehr annehmen, daß die Staatslenker, die Regierungen, die amtlichen Kreise noch immer und trotz alledem die Absicht haben, ihre Kundgebungen nicht ernsthaft zu nehmen, ihnen die innere Wahrheit abzuspüren und sie nur als Versuche zu betrachten, bei den Völkern Mut und Vertrauen und die Willfährigkeit zu den immer fühlbarer werdenden Lasten und Opfern des Krieges möglichst lange zu erhalten. Das ist der eine Zweck ihrer Ansprachen, gewiß! Aber unzweifelhaft geht aus ihnen allen ohne Ausnahme auch die persönliche Heberzeugung der Redner hervor, daß die Heere des Biververbandes noch immer um den Sieg, um die Niederzwingung Deutschlands kämpfen und nicht nur darum, die eigene endgültige Niederlage möglichst lange hinauszuhalten, möglichst glimpfliche Friedensbedingungen zu erreichen.

Aber wenn dies mit allem Nachdruck festgehalten werden muß, so dürfen wir doch an gewissen anderen Anzeichen nicht vorübergehen. Schon immer hat es auch im Biververbande weite Volkskreise gegeben, die dem Kriege an sich feindlich gegenüberstanden und die sich allmählich wieder offener hervorzurufen können, je weniger positive Erfolge ihre Heeresleistungen beschieden waren. Je mehr im Gegenteil militärische und politische Mißerfolge zu buchen waren. Jetzt nun dringt in weitere Schichten zwar noch nicht eine ausgesprochene kriegsfeindliche Stimmung, wohl aber der nagende Zweifel ein, ob die Sache des Biververbandes tatsächlich auf Gewinn stehe. Das unbedingte Vertrauen auf den Sieg beginnt leise zu wanken, mindestens soweit die bisherigen Methoden der militärischen und wirtschaftlichen Kriegsführung in Frage stehen. Diese Erschütterung der unbedingten Zuversicht ist auch in den Zeitungen des Biververbandes zu spüren, die in der Kritik ihrer Regierenden ziemlich unbeschränkt sind, sogar in Rußland sich damit ab und zu hervorzurufen.

Wenn sie mindestens ein Jahr hindurch angenommen haben, daß die von Tag zu Tag rücksichtsloser gehandhabte Verhinderung jeder Zufuhr über See uns schließlich erschöpfen werde, so beginnen sie jetzt einzusehen und auch einzugehen, daß der Versuch einer Wahrung der deutschen ein Schlag ins Wasser war. Mehr noch vielleicht als auf unsere Wahrung mit Lebensmitteln bauten sie auf unseren Mangel an Kriegsvorräten der unentbehrlichsten Art: Salpeter, Kautschuk, Baumwolle, Kupfer, Benzin. Sie haben sich überzeugen müssen, daß wir uns aus unserem eigenen Lande alles Nötige zu schaffen wissen. Sie haben gelernt, daß wir von Monat zu Monat unsere Erfolge ausdehnen haben, daß Rußland seine riesigen Verluste bisher nicht in genügendem Maße ersetzen konnte, daß Frankreich seine letzten Hilfsmittel an Soldaten mühsam zusammenkratzt, England mit dem Freiwilligen-System brechen muß, Italien sich außerstande erklärt, auf der Balanahalbinsel zu helfen. Ihre jährigen Brüder und Volksgenossen haben sie von dem europäischen Kriegsschauplatz wieder entfernen müssen — und alles in allem ist ein Mangel an Menschen nach 18monatigem Kriege eher bei ihnen als bei uns zu spüren.

Lloyd George will es jetzt anders machen, täglich sollen uns 20000 Mann getötet werden; ein ganz probates Mittel, aber er vertritt nicht, mit welchen Mitteln er das ohne eigenen entsprechenden Verlust erreichen will. Selbst Herr Repington, die militärische Gierde der „Times“, sonst ein einsichtiger Großsprecher, milderte die Zahl schon auf bloß 20000 monatlich an Toten oder Verwundeten, und er hofft, dies seine Ergebnis durch den Einsatz massenhafter Artillerie zu erreichen. Hinreichen würde zur Not ja auch der Verlust von 200000 Mann monatlich — wenn die Gegner in der gleichen Zeit nur die Hälfte oder ein Viertel verlor. Aber wie, wenn sie bei diesem Verluste ihrerseits die doppelte Zahl drängen müßten? Wie stellt sich dann die Rechnung auf den Enderfolg? Ganz abgesehen davon, daß es eine Torheit ist, von dem Einsatz massenhafter Artillerie allein solche Massenverluste zu erwarten; ganz abgesehen auch davon, daß unsere Heilkunst an Verwundeten sich der unserer Gegner weit überlegen zeigt.

Nein, auch so wird es nicht gehen! Selbst bei Repington beginnt es zu dümmern, daß die bisherigen Kriegsmethoden des Biververbandes verfehlt waren. Er meint, daß der entscheidende Kriegsschauplatz der Westen und der Westen allein sei; die Abgabe erheblicher englischer und französischer Kräfte nach Gallipoli, nach Saloniki sei einem Verlust von 600000 Mann gleich zu setzen. Schlimmer sei es, daß dadurch für uns Heere verfügbar gemordet seien — Türken und Bulgaren — die sonst nie ihr Schwergewicht in unsere Waagschale geworfen hätten. Die Engländer müßten also in Zukunft ihre Kriegspläne dahin ändern, daß ihre Heere mit den Deutschen und den Deutschen allein zu kämpfen hätten. So schwingt er sich denn zu der Erkenntnis auf, daß

Engländer und Franzosen alle theoretischen Möglichkeiten der Taktik erschöpft hätten und nun etwas Besseres finden müßten. Eine vernichtendere Kritik der Kriegsführung unserer Gegner läßt sich nicht ausdenken. Und was ist dieses Bessere? Nach 18monatigem schweren Nachdenken ist es Repington gelungen, den Stein der Weisen endlich zu finden. Trostlosend verkündet er: „Eine allgemeine Offensive aller Verbündeten zur gleichen Zeit, eine allgemeine Offensive auf der ganzen Ausdehnung jeder Front, das ist die Taktik — Repington verwechselt natürlich Strategie und Taktik — die Deutschland am meisten schädigen wird.“ Das ist nun freilich ein Gedanke, auf den jeder bessere Kriegsschüler nach weniger langem Nachdenken, auf den jeder klarsichtige Laie auch kommen kann. Die strategischen Gedanken sind ja so verblüffend einfach. Das Entscheidende ist aber erst die Ausführung des Gedankens, das heißt die Möglichkeit der Ausführung, die Bereitstellung der Mittel dazu, und zwar der erforderlichen Mittel im vollen Umfange und zur rechten Zeit.

Da darf man denn doch in aller Bescheidenheit fragen, ob nicht vielleicht das Gleichgewicht der Kräfte schon jetzt allzu sehr zu unseren Gunsten gebrochen ist, als daß der schälimste Gedanke Repingtons besondere Ausichten der Durchführbarkeit besäße. Es ist bezeichnend für die gebrochene Zuversicht unserer Gegner, daß auch er von seinem Mittel nicht mehr den Durchbruch unserer Front, nicht mehr den entscheidenden Sieg erhofft, sondern nur erwartet, daß durch die immer wiederholten Massenstöße unsere Widerstandskraft schließlich aufgehoben wird, daß der allzu sehr in Anspruch genommene Stahl unseres Schwertes schließlich spröde werde und breche. Im Grunde genommen nichts als die alte Ab-

nüchungs-, die alte Erschöpfungstheorie. Die Russen haben erfahren, wie weit sie damit gekommen sind.

Vielleicht klarer und bestimmter urteilt der militärische Mitarbeiter des „Daily Telegraph“. Er hat erkannt, daß die Vorherrschaft der britischen Flotte, von der man bisher den endlichen Erfolg des Krieges erwartete, dazu nicht genüge. Sie sei in ihrer Wirkung aufgehoben worden durch den Vorzug einheitlicher Leitung des Biververbandes durch Deutschland in Verbindung mit seiner geographischen Lage. Er fügt hinzu, daß der endliche Sieg nur durch einen Einbruch in deutsches Gebiet zu erlangen sei. Aber die fortwährenden blickommenen Ausführungen zeigen, daß er selbst dem Zweifel nicht los wird, ob dieser Einbruch für den Biververband, so wie er nun einmal ist, ein erreichbares Ziel sei. Denn, so sagt er, der deutsche Vorteil beruht auf dem ganzen Aufbau seines Generalstabs, auf der Art, wie dieser die Truppenführung handhabt und ist ferner in den Persönlichkeiten des Chefs des Generalstabes und seiner Hauptarbeiter begründet. Nach einer sehr schmeichelhaften Beurteilung des Generals v. Falkenhayn stellt er die bange Frage aus: „Wer ist eigentlich unser Befehlshaber?“ Er zweifelt daran, daß er durch den gemeinsamen Kriegsrat ersetzt werden könnte und wiederholt den Ruf nach einem „großen Führer“ für die Heere des Biververbandes. Damit hat er in der Tat an einen der wesentlichen Gründe gerührt, aus denen die Unterlegenheit unserer Feinde für jetzt und aller Wahrscheinlichkeit nach für den ferneren Verlauf des Krieges zu erklären ist. Es ist dringend zu wünschen, daß solche Erkenntnisse in den Reihen unserer Feinde sich verbreiten und damit das Ende des für sie ausichtslosen Krieges beschleunigen werden.

## Von den Kriegsschauplätzen.

Bei den gestern und heute eingelaufenen Meldungen handelt es sich in der Hauptsache um Nachrichten vom See- und Kriegsschauplatz. Ein deutsches Unterseeboot hat in der Themsemündung fünf in den gegnerischen Kriegsdienst angestellte Dampfer versenkt. Mit Bedauern vernimmt man nähere Mitteilungen über den Verbleib der Mannschaften der versenkten Schiffe.

Schmerzlich berührt werden alle fühlenden Menschen von dem Schicksal der Besatzung des Marineluftschiffes „L. 19“ sein. Das Luftschiff wurde von einem englischen Fischdampfer in der Nordsee treibend aufgefunden. Der Bitte der Besatzung des Luftschiffes um Rettung wurde leider nicht entsprochen. Das wird allgemein beurteilt werden. Allerdings versucht die Mannschaft des Fischdampfers ihre Haltung damit zu begründen, daß sie erklärt, sie sei nur 9 Mann stark gewesen, während die Besatzung des Luftschiffes über 20 Personen betragen hätte; sie hätte also einen „Hujarenstreich“ befürchten müssen. Vom menschlichen Standpunkt aus kann man dieses Verhalten nur scharf kritisieren; man sagt sich, daß die Rettung der bittenden Mannschaften unter allen Umständen nachzogen werden mußte. Aber auch vom Standpunkt des Kriegers aus muß man zu einer entschiedenen Beurteilung des Vorgehens der Fischdampferbesatzung oder ihres Kapitäns kommen. Diese konnte die Leute des Luftschiffes einzeln an Bord kommen lassen und sie durch Jostierung für eine gemeinschaftliche Aktion unschädlich machen. Man mag also die Sache drehen, wie man will: Das Verhalten des englischen Fischdampfers kann nicht scharf genug gegeteilt werden!

Wie Berliner Blätter berichten, fängt man in England an, den Schiffszweidern die Schuld an den hohen Frachtpreisen und der damit zusammenhängenden Teuerung beizumessen und sie als die „Höllner“ aus der Bibel hinzuzustellen. Die englischen Schiffseigentümer versuchen nunmehr den Vorwürfen in zweifacher Weise zu begegnen, einmal indem sie die Schuld an den „fabelhaften Frachtpreisen“ auf die Kaufleute abwälzen, welche bereit seien, angesichts der Frachtraum-Knappheit jeden Preis für die Tonnage zu bezahlen. „Die Kaufleute“, so schreibt der Schiffsverkehrs-Korrespondent der „Times“, „sehen wohl ein, daß die Frachtpreise in keinem Verhältnis zu den tatsächlichen Dienstleistungen der Schiffe stehen, aber sie nehmen an ihnen keinen eigentlichen Anstoß. Sie erhöhen nämlich sofort ihre Preise, so daß die gesteigerten Frachtpreise auf die Preise geschlagen werden, bis die Ware beim Verbraucher anlangt.“ Da es aber

immerhin zweifelhaft erscheint, ob das britische Publikum sich davon überzeugen lassen wird, daß nicht die Reeder, sondern die Händler an den hohen Preisen die Schuld tragen, so glauben die interessierten Schiffahrtskreise noch zu einem anderen Abwehrmittel greifen zu müssen, um sich rein zu waschen. Sie stellen sich nunmehr auf den Standpunkt, daß eine umfassende staatliche Kontrolle, sozusagen eine Verstaatlichung der privaten Handels- und Schifffahrt überhaupt, eintreten müsse. Da ist es ohne weiteres klar, daß die Festsetzung einer staatlichen englischen Frachtrate oder eine Verstaatlichung der englischen Schifffahrt überhaupt die Frachtpreise auf den dann noch freien neutralen Schifffahrtsmärkten in geradezu ungeheurer Weise in die Höhe treiben müßte und damit den neutralen Reedern Riesengewinne in die Hände spielen würde. Das darf natürlich im Interesse der englischen Handelschiffahrt nicht geschehen, und infolgedessen verlangt die „Times“, daß man die neutralen Schiffsbesitzer verpflichte, die Frachtpreise zu den gleichen Bedingungen zu verfrachten, wie die britischen Schiffseigentümer, oder sie sonst von dem britischen Handel auszuschließen. Was den Handel der Neutralen mit nicht-britischen Gebieten angeht, so könnte Großbritannien dadurch einen Druck auf die neutralen Schiffseigentümer ausüben, daß man ihnen die britische Kohle, ohne welche das Tätigkeitsgebiet der neutralen Schifffahrt sehr begrenzt werden würde. Sollten aber trotzdem alle dem Neutralen sich nicht fügen, so müßte man ihnen androhen, daß sie nach dem Kriege in britischen Häfen nicht die gleiche Behandlung wie die britischen Schiffe erwarten könnten. Dazu fügt dann der Korrespondent hinzu, daß in diesen Möglichkeiten die britischen Schiffseigentümer förmlich einen Ausgleich für jetzt zu bringenden Opfer finden würden. Denn die britischen Schiffseigentümer hofften durchzugehen, daß niemals wieder deutsche und österreichische Schiffe zu den gleichen Bedingungen wie britische Schiffe englische Häfen anlaufen dürften, und sie würden hierin die weitgehendste Unterstützung des englischen Publikums finden, wenn sie sich nicht entschlossen, angesichts der Frachtraumknappheit ihre Privatinteressen denen des Staates zu opfern. Wenn man noch hinzusetzt, daß in den betreffenden Ausführungen unregelmäßig der Staat solle aus den Ueberschüssen, welche es dem verstaatlichten Frachtraumgeschäft ziele, einen Fonds ansammeln, der der Unterstützung des englischen Schiffverkehrs



# Die Kämpfe im Orient.

## Der türkische Heeresbericht

meldet am 4. Februar: An der Srafront versuchte der Feind mit einem Teil seiner Kräfte von Selahie vorzustoßen. Er wurde durch unsere Gegenangriffe zurückgeworfen und gezwungen, sich auf seine früheren Stellungen zurückzuziehen. An der Kaukasusfront kam es in verschiedenen Abschnitten zu Vorpostengefechten und zu örtlichen, noch fortwährenden Kämpfen. Sonst nichts von Bedeutung.

# Politische Rundschau.

## Deutschland.

### Die „Deutsche Fraktion“ im Reichstage.

Die neue Fraktion, die sich im Reichstage jüngst gebildet hat, bedarf noch der Anerkennung durch den Reichstagsrat. Auf Grund erhobener Einwände soll in der nächsten Tagung erst festgestellt werden, in welcher Weise die einheitliche Stellungnahme der Fraktion nach Maßgabe ihrer Zusammenfassung gesichert erscheint. Es handelt sich hier um eine grundsätzliche Frage, da die Fraktionen ihrer ganzen Natur nach dazu dienen, als maßgebliche Vertretung der in ihnen zusammengefaßten, nach einheitlichen politischen Anschauungen gerichteten Gruppen an der Führung und Vereinfachung der parlamentarischen Geschäfte teilzunehmen. Bei der Zulassung einer aus verschiedenen politischen Gruppen gebildeten Fraktion lediglich als parlamentarische Arbeitsgemeinschaft begreift man nach Meinungen Berliner Blätter im Reichstagsrat besonders auch wegen der Konsequenzen Bedenken. Die „Deutsche Fraktion“ wird beim Beginn der nächsten Tagung sich schlüssig zu machen haben, wie sie ihre parlamentarische Aktionsfähigkeit nach Maßgabe der geltenden Grundzüge gestalten soll. Man denkt dabei an die Möglichkeit der Aufstellung einheitlicher Richtlinien für eine Reihe parlamentarischer Aufgaben.

### Hessen gegen direkte Reichsteuern.

Der Haushaltsplan für das Großherzogtum Hessen schließt mit 4573 668 Mark Fehlbetrag ab. Die Regierung schlägt eine Steuererhöhung vor, und zwar soll die Vermögenseinkommensteuer um 5 Pfg. und die Einkommenssteuer um 20 vom Hundert erhöht werden. Danach würde der Einkommensteuersatz der Vermögenssteuer 1 Mark bei 1000 Mark Vermögen sein und die progressive Einkommenssteuer bis zu 6,75 % des Einkommens steigen. In seiner Begründung wendet sich der Finanzminister ganz energisch gegen den Gedanken der Erhöhung der Steuern. Es sei notwendig, daß vor allem unsere direkten Steuern uns allein zur Ausnutzung überlassen und vor jedem Zugriff des Reichs bewahrt bleiben, der die finanzielle Selbständigkeit der Einzelstaaten schwer schädigen und damit auch ihre politische Unabhängigkeit ernstlich gefährden würde.

# Mus Lübeck und Nachbargebieten.

## Sonnabend, 5. Februar.

Sozialdemokratischer Verein. Die diesmonatige Mitgliederversammlung fällt aus. Genosse Schwarz ist noch nicht wiederhergestellt, so daß er über die letzte Tagung des Reichstages jetzt keinen Bericht geben kann.

### „Nervös“ sein.

Wie hilflos und ruhelos stehen wir Menschen im Leben. In jeder Stunde wird der Mensch mit Stimmensindrücken verschiedener Art fast überhäuft und ist wehrlos dagegen. Viele fühlen sich hilflos alles an sich abgeben. Die Mehrzahl aber nimmt ungewollt diese vielen verdrängenden und störenden Eindrücke auf und leidet darunter. Unsere Vorfahren mußten davon noch nicht so viel wie wir. Sie litten noch nicht unter einem so mannigfaltigen Getriebe. Insbesondere nicht der Erwerbsmensch. Unsere heutige Arbeitsteilung war ihnen fremd. Die Arbeit hat mehr Interesse, während in den heutigen Betrieben auch der intelligenteste Arbeiter in Gefahr gerät, zu versinken.

Es ist klar, daß der Arbeiter schließlich stumpsinnig vor sich hin arbeitet — ja, daß er mit der Zeit wohl eine ungewohnte Fertigkeit erlangt in einer Sache, daß er aber auch einen sich ständig steigenden Widerwillen dagegen in sich wachsen läßt. Es kommt die Ermüdung, der Widerwille. Die Lust am Schaffen nicht. Was ihm früher als fröhlichem, geistig regem Menschen Freude machte, hat seinen Reiz verloren.

Es ärgert ihn schon die Hitze an der Wand. . . .  
Ist ein arbeitender Mensch einmal so weit, so ist es höchste Zeit „anzuspinnen“.

Das einseitige, industrielle Erwerbsleben bringt denn auch die meisten Nervösen hervor. Leute vom Lande haben viel weniger darunter zu leiden. Ja, es ist bezeichnend dafür, daß die alte Bäuerin zu ihrer Tochter sagte: „Komm, du mir etwa mit solchen neuartigen Sachen.“ Der Arzt hatte den Kopfschmerz der Tochter als „nervös“ bezeichnet.

„Nervös sein“ heißt geistig abgespannt sein. Jeder neue, etwas heftige Eindruck erzeugt Widerwillen. Der richtige nervöse Mensch — hat nichts als ein unbegrenztes Ruhebedürfnis in sich. Doppelt heiß ist das Verlangen nach Ruhe, wenn auch die Muskeln abspannen, das heißt, wenn ein Mensch auch körperlich überarbeitet ist. Genau so wie der müde Körper einer zeitweisen Erholung bedarf, so auch die Sinne. Wenige denken daran, daß die Vernachlässigung der Sinne ihrer Sinne auch ein gut Teil beiträgt zum allgemeinen „Nichtwohlbefinden“. In der Hauptsache ist beim Arbeiter fast jeder Sinn zum bloßen Werkzeug degradiert. Und das sind die Sinne gewiß nicht dazu allein da, sondern sollen auch dazu dienen, unseren Geist, sein Leben elastisch und frisch zu erhalten. Auch sie wollen einmal der Fron entfliehen, wollen einmal Feiertage haben.

Eine Wanderung über Berg und Tal, durch stille Waldessiden und Dämmerung, an einem murmelnenden Bächlein entlang, über eine grüne Weide, kann alle unsere Sinne gefangen nehmen, sogar den Gesichtsinn im doppelten Sinne.

„Nervös“ werden ist eine Mahnung. Viele hören nicht darauf oder können auch nicht. . . . Sie denken, wenn sie sich einmal eine der sonst üblichen „Spreizungen“ gönnten, schon genug getan zu haben. Großstadtzerstörungen, die ja leider auch in den kleinen Städten nachgedrückt werden, sind vielfach Massenvergiftungen. Ein Mensch mit gesundem Sinne hat ihren Wert oder Unwert bald erkannt. Gemeine, sinnliche Reize halten nur oberflächliche Menschen in Bann. Ein Sitz im Garten oder unter einem grünen Baum wird den denkenden Menschen lieber sein als eine derartige Spreizung in einem rauchigen, stickigen Lokal, wo hysterische Sänger oder Sängertinnen mit heiserer Stimme Gesenken vortragen oder ein paar Handwerker der edlen Kunst auf ihren Werkzeugen tragen.

Der organisierte, denkende Arbeiter verschafft sich edlere Gemütsruhe. Manche Veranstaltung, von intelligenten Arbeitern gegründet und geleitet, rechnet mit zu den besten.

Alle Sinne wirken, wenn gut gepflegt, erfrischend auf den Geist des Menschen ein. Und all das Verlangen der Menschen nach schönen, edlen Formen im Bau, in der Kunst — kurz in allen Künsten — es pflegt unsere Sinne, ja, ist der Ausdruck geistiger Schinnlichkeit, die wir zu unheimlich immer frisch haben müssen, nicht vernachlässigen zu lassen, inwieweit dies wir, inwieweit wir, modernen Menschen, . . .

Verordnung über den Aushang von Preisen für frische Fische an den Verkaufsstellen in der Markthalle. Auf Grund des § 73 der Reichsgewerbeordnung in Verbindung mit der Bundesratsverordnung über den Aushang von Preisen in Verkaufsräumen des Kleinhandels vom 21. Juni 1915 verordnet das Polizeiamt: Wer in der Markthalle frische Fische feilbietet, hat während der Verkaufszeit die Preise für die verschiedenen Arten und Sorten durch einen gut lesbaren Anschlag am Verkaufsstand zur Kenntnis zu bringen. Wenn beim Verkauf in kleineren Mengen ein höherer Preis als der dem Preis eines Bundes entsprechende Preisbetrag berechnet wird, so muß auch dieser höhere Preis für kleinere Einheiten in dem Anschlag angegeben werden. Der Anschlag ist, bevor er angehängt wird, der Kanzeleiwache oder dem Markthallenaußenseher zur Abstempelung vorzulegen. Bis zum Anbringen eines neuen amtlich abgestempelten Anschlages bleiben die bisherigen Preise mit der Wirkung in Kraft, daß höhere Preise nicht gefordert werden dürfen. Niedrigere Preise zu fordern, ist jederzeit erlaubt. Bei den vorstehenden Anordnungen zu widerhandeln, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mk. und im Unvermögensfalle mit Haft bis zu vier Wochen bestraft. Diese Verordnung tritt mit dem 9. Februar 1916 in Kraft.

Gegen das Tabakrauchen der Jugendlichen. Das Polizeiamt macht bekannt: Das Polizeiamt hat neuerdings wieder auf Grund der Verordnung gegen das Tabakrauchen der Jugend Strafen einzuheben müssen. Es wird daher hiermit in Erinnerung gebracht, daß Personen unter 16 Jahren Tabak, Zigarren oder Zigaretten bei Strafe nicht rauchen dürfen, und daß auch die gewerbliche Abgabe von Tabakspeisen, Zigarren und Zigaretten an Personen dieses Alters bestraft wird.

Postanweisungen an Zivilgefangene in Rußland. Die Königlich Schwedische Postdirektion in Malmö-Distrikt, durch deren Vermittlung Postanweisungen an Kriegsgefangene in Rußland verhandelt werden, hat bekannt gemacht, daß die russische Postverwaltung nunmehr auch Postanweisungen an Zivilgefangene zuläßt, was früher nicht der Fall war. Nach wie vor sind indes Postanweisungen an solche Personen feindlicher Nationalität, die beim Kriegsausbruch freiwillig in Rußland geblieben sind und dort, obwohl unter polizeilicher Aufsicht stehend, privat wohnen, unzulässig. Das Recht, Postanweisungen zu empfangen, steht nur solchen Zivilpersonen feindlicher Nationalität zu, die aus militärischen Gründen oder auf Befehl der Militärbehörden in Gefangenenlagern oder in Gefängnissen interniert sind. Es wird deshalb bezüglich der Postanweisungen an Zivilgefangene in Rußland angeordnet, in der Adresse (die auf die Rückseite des Umschlusses zu schreiben ist, während die Anweisung selbst in das Postamt Malmö 1 Upa gerichtet werden muß) deutlich anzugeben, daß der Empfänger interniert ist, da es sonst möglich ist, daß die russischen Behörden die Anweisung ohne nähere Untersuchung zurücksenden.

Sendungen nach dem Ausland. Um die Versendung von Waren, deren Ausfuhr verboten ist, in Briefsendungen zu verhindern, ist angeordnet worden, daß von jetzt ab alle Briefsendungen nach dem Ausland, in denen Waren enthalten sind (also auch alle Warenproben) auf der Aufschriftseite die genaue Angabe des Inhalts und die Adresse des Abänders tragen müssen. Sendungen, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, werden den Absendern zurückgegeben oder, falls dies nicht möglich ist, nach den Vorschriften für unbestellbare Postsendungen behandelt. Waren, deren Ausfuhr verboten ist, können in Briefsendungen nach dem Ausland nur versandt werden, wenn den Absendern vom Reichsfinanzamt (Reichsamt des Innern) eine besondere Ausfuhrbewilligung erteilt worden ist, die auf eine bestimmte Stückzahl von Briefsendungen unter Angabe des Höchstgewichts der einzelnen Sendung lautet. Solche Briefsendungen müssen unter Vorlegung der Ausfuhrbewilligung bei den Postanstalten eingeliefert werden, die in der Bewilligung die abgesandte Stückzahl vermerken. Im Falle der gleichzeitigen Einlieferung aller angelegenen Sendungen oder bei Einlieferung der Restsendung wird die Ausfuhrbewilligung von der Postanstalt zurückbehalten.

Sternspracht am Abendhimmel. Der 6. Februar 1916 wird bei günstiger Bitterung durch eine ungewöhnlich schöne Gestirnanordnung ausgezeichnet sein, denn die drei hellen Körper des nächtlichen Himmels überhaupt: der Mond, der Abendstern und der Jupiter, werden während des ganzen Abends sehr nahe beieinander stehen. Am 6. Februar findet nämlich um 11 Uhr vormittags, d. h. zu einer Zeit, in der die genannten Himmelskörper zwar über dem Horizonte stehen, aber bis auf den Mond nicht für das unbewaffnete Auge hervortreten, eine Konjunktion des Mondes mit der Venus statt, bei der der Mond in einem Abstände von 5 1/2 Bogengraden genau nördlich von Venus steht, und am beginnenden 7. Februar, um 1 Uhr nachts, d. h. zu einer Zeit, in der diese Gestirne bereits untergegangen sind, ereignet sich eine Konjunktion des Mondes mit dem Jupiter, bei der der Mond 5 1/2 Bogengrade nördlich von dem Planeten steht. Venus (rechts) und Jupiter (links) haben einen Abstand von nur 6 1/2 Bogengraden, gleich etwa dreizehn Vollmondbreiten. Da nun der Mond in seiner fortschreitenden Bewegung von West nach Ost (von rechts nach links) in der Stunde rund einen halben Grad fortschreitet, befindet er sich während der Abendstunden des 6. Februar mitten über den beiden irakischen Planeten. Die Spitze eines wunderbaren Dreiecks mit diesen Himmelskörpern. Der Mond steigt an diesem Abend die zunehmende Fichel, das Erste Viertel fällt auf den 10. Februar, er leuchtet daher auch nicht zu stark, um den Glanz der beiden Planeten wesentlich zu beeinträchtigen. Venus und Jupiter nähern sich dann noch weiter einander.

In den Vorträgen über Kantische Philosophie erklärte Dr. Döring am 5. Abend das ethische Problem, das vom sittlichen Handelnden Menschen, der über dem erkennenden steht. Die Gefühlsmoral der Engländer, der Utilitarismus und Materialismus der Franzosen und die Leibnizische Schule wurden gestreift, und als Hauptfehler Kants praktische Vernunft als größtes Zeitereignis bezeichnet. Aus ihr erwuchs das nützliche Gesetz des willensfreien Handelns, wie es sich in Charakter, Achtung, Demut, Pflichtgefühl offenbart, mit einem Wort in kategorischen Imperativ, der befehlt: Handle so, daß der Grundgesetz Deines Handelns allgemeines Gesetz sein könnte. Dieser, im Menschen innewohnende, von Kant aufgedeckte Grundgesetz muß ohne jede Nebenabsicht die Triebfeder unseres Handelns sein. Da sich das Sittengesetz nicht um unsere Glückseligkeit kümmert und wir nicht auf der Welt sind, um zu genießen, sondern unsere Pflicht zu erfüllen, muß sich der Mensch dem Höheren beugen in selbstverständlicher Danksagung des einzelnen an das Ganze. Kant, der in seiner reinen Vernunft die dogmatische Methodik des Fall brachte und damit jedes übernatürliche Erkennen verneinte, betrat hier als notwendige Voraussetzung der praktischen Vernunft den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Diesen Glauben an das neue Sittengesetz, von Kant dem deutschen Volk entgegengebracht und von diesem als Richtschnur aufgenommen, verband der Vortragende mit dem gegenwärtigen Geschehen und erstete dafür reichen Beifall.

Diesfall in der Dessenfälligen Besprechung, Montag. Wir erhalten die Mitteilung: Wiederholt ist es vorgekommen, daß die in der Dessenfälligen Besprechung ausliegenden Zeitungen und Zeitschriften entweder oder daß aus Zeitungen Ausschneide und aus Zeitschriften Bilder entfernt sind, wodurch die einzelnen Nummern für andere Leser wertlos wurden. Das war ein großer Mißbrauch des Vertrauens, das der Verein Dessenfälligen Besprechung den Besprechern der Besprechung entgegenbringt, das war aber in gleicher Weise eine grobe Rücksichtslosigkeit gegenüber den übrigen Besprechern der Besprechung. Jüngst ist es gelungen, einen Besprecher der Besprechung bei einem solchen, juristisch wie moralisch gleich verwerflichen Tun abzufassen. Daß der Täter einem Stande angehört, der die Aufgabe hat, für andere vorbildlich zu sein, läßt sein Vergehen besonders bedauerlich erscheinen. Daher war in Aussicht genommen, Strafantrag zu stellen. Lediglich die freiwillig übernommene Zahlung einer größeren Summe und das rennütige Befestigen der Schuld, sowie die Rücksicht auf die durch den Krieg erschwerten Lebensverhältnisse haben den Vorstand des Vereins Dessenfälligen Besprechung davon abgehalten, diese Absicht auszuführen. Dem besprechenden Leiter ist aber der fernere Verlauf der Besprechung verboten worden. Sollten damit die Entwendungen und Beschädigungen

nicht aufhören, wird in ferneren Fällen unmaßstäblich Strafantrag gestellt werden. Die Besprecher der Besprechung, die selbst das große Interesse daran haben, daß Vorkommnisse dieser Art unterbleiben, werden gut tun, die Verwahrung der Besprechung auch ihrerseits bei der Aufdeckung etwaiger weiterer Entwendungen zu unterstützen.

Die Kriegsjahresstube und Fürsorge für deutsche Kriegsgefangene vom Roten Kreuz, Breite Straße 27, hat in der Zeit vom 1. November 1915 bis 1. Februar 1916 insgesamt 1149 Pakete für Kriegsgefangene im feindlichen Ausland verschickt. Der größte Teil wurde von den Angehörigen der Gefangenen zur Fertigstellung der vorchriftsmäßigen Verpackung eingeliefert, der andere bestand aus Liebesgaben des Roten Kreuzes. Wenn zu dieser Arbeit die vielseitigen weiteren Aufgaben, wie der schriftliche Verkehr mit den Zentral-Ausschüssen, dem Kriegsministerium usw., die Nachprüfung der Unterstützungsansprüche bedürftiger Gefangener, Nachforschungen nach Vermissten, Selbstüberweisungen an Gefangene, die Ausgabe der Karten an Gefangene in Rußland, die Registrierung aller Sendungen und Vermittlungen, sowie die Erledigung der zahlreichen Anfragen und Anliegen mannigfaltiger Art hinzugezählt werden, so zeigt sich, daß auch diese Abteilung vom Roten Kreuz eine umfangreiche Arbeitsleistung zu erbringen hat.

Wohltätigkeits-Vorstellung im Stadttheater. Man schreibt uns: Für die wirksame Unterstützung der Hinterbliebenen der im Kriege gefallenen Unteroffiziere und Mannschaften unseres Infanterie-Regiments „Lübeck“ Nr. 162 besteht bisher leider kein Fundus. Jetzt will das Ersatz-Bataillon unseres Lübeckischen Regiments versuchen, hier helfend einzugreifen. Wie aus der in heutiger Nummer veröffentlichten Voranzeige ersichtlich ist, wird am Montag, dem 21. Februar, im Stadttheater eine von ersten Künstlern gegebene Wohltätigkeits-Vorstellung veranstaltet, zugunsten der edlen Sache. Eine Beteiligung weiter Kreise unserer Vaterstadt an dieser Veranstaltung darf als höchst vorauszusetzt werden. Einzelheiten werden noch bekannt geben.

Ausstellung von Kriegsbildern im Museum am Dom. Wir machen darauf aufmerksam, daß Sonntag die Ausstellung von Kriegsbildern, die von der Vereinigung zur Befämpfung des Schundes in Wort und Bild veranstaltet ist, zum letzten Male geöffnet ist. Es mögen also alle, die bisher nicht Gelegenheit gehabt haben, diese interessante Ausstellung zu besuchen, diese letzte Gelegenheit wahrnehmen. Das Museum ist von 11—1 und von 2—4 unentgeltlich geöffnet.

Stadttheater. Spielplan-Entwurf vom 6. bis 12. Februar. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: „Maria Stuart“, von Friedr. von Schiller. Abends 7 1/2 Uhr: „Ihda“, Oper von G. Verdi. Montag: „Gefühllos“. Dienstag: „Die seltsame Erzählung“, Lustspiel von Hub. Presher und Leo Walthers Stein. Mittwoch: „Gastspiel von Robert Hill: „Don Carlos“, von Friedr. v. Schiller. Donnerstag: „Ihda“, Oper von G. Verdi. Freitag: „Der Gant“, von Hoffmann, Musik von Grieg. Sonnabend: Dr. Köhler als Gast: „Die Zauberflöte“, Oper von Mozart.

ph. Geblühene Laterne. Von einem Wagners am Kanal sind in der Nacht zum 3. d. M. zwei Wagenlaternen mit Messingbeschlag gestohlen worden.

Binneberg. Ein Milchbändler verurteilt. Unter der Anklage der Milchbändlergattung und der Landmann Rob. Dier. Dr. in Haslos vor dem Schöffengericht Binneberg. Er hatte im November letztgekauft Wasser in die Milch geegossen und sie an den Milchhändler B. in Altona verkauft. Er war gekündigt und kam mit 30 Mk. Geldstrafe davon.

# Neueste Nachrichten.

## Die Kriegslage.

W.B. Großes Hauptquartier, 5. Februar. (Amtlich.)

### Westlicher Kriegsschauplatz.

Ein kleiner englischer Vorstoß südlich des Kanals von La Bassée wurde abgewiesen. Ein durch Wurfminenfeuer vorbereiteter französischer Handgranatenangriff südlich der Somme brach in unserem Artilleriefeuer zusammen.

In der Champagne und gegen einen Teil unserer Argonnenfront unterhielt die feindliche Artillerie am Nachmittag schweres Feuer. Französische Sprengungen auf der Höhe von Baquouis, östlich der Argonnen, richteten nur geringen Schaden an unseren Sappen an.

Unsere Artillerie beschloß ausgiebig die feindlichen Stellungen auf der Vogesenfront zwischen Diedelshausen und Sulzern.

### Ostlicher Kriegsschauplatz.

An der Front keine besonderen Ereignisse. Eins unserer Luftschiffe griff die Befestigungen von Dürenburg an.

### Balkankriegsschauplatz.

Nichts Neues.

### Oberste Heeresleitung.

Newport, 3. Februar. Ein Großfeuer zerstörte das Parlamentsgebäude in Ottawa. Nur mit Mühe konnten sich die Abgeordneten retten. Das Feuer war im Schlafentstand. Man befürchtet, daß beim Brande des Parlamentsgebäudes Menschenleben verloren gegangen sind. Es fand gerade eine Sitzung statt, als das Feuer ausbrach. Der Ackerbauminister erlitt schwere Brandwunden; der Premierminister mußte ohne Hut und Mantel flüchten.

# Sprechsaal.

(Für den Inhalt dieser Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keinerlei Verantwortung.)

### Wochenküchenzettel

des Landesausschusses zur Auffklärung über Volksernährung im Kriege.  
Sonntag: Fruchtsuppe, gedratene Rindsleber, Schmortbraten, Kartoffeln, Obst. — Montag: Gerstengrütze mit Butter, Pfefferkartoffeln und Blutwurst. — Dienstag: Gemüsesuppe mit Hafersgrütze und Orzelen, Weizengrütze mit Zimt und Zucker. — Mittwoch: Wurfsuppe mit Nudeln, Pfefferkartoffeln. — Donnerstag: Milchsuppe, Klops mit Heringslake und Kartoffeln. — Freitag: Buttermilchflöße mit Obst. — Sonnabend: Weizengrütze, saure Kartoffeln und Heringe.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete“ sind die mit P. L. gekennzeichneten Artikel: Paul Böhmig, für den folgenden Rubrik: Johann Stelling, Verleger: Th. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer & Co. Samlich in Lübeck.



### Ein sozialpolitisches Problem.

Millionen blühender Menschenleben sind in dem furchtbaren Völkerringen vernichtet worden, und weitere Millionen werden nach dem Kriege den Keim des Siechtums in sich tragen infolge von Entbehrungen, Anstrengungen oder einer Infektion während des Krieges. Schon aus Gründen der Selbsterhaltung wird daher ein jeder Staat darauf bedacht sein müssen, nach dem Kriege mehr noch als vorher an der Gesunderhaltung zu wirken. Zweifellos wird aber auch der Geist der Humanität aus diesem schrecklichen Kriege nicht geschwächt, sondern, durch eine natürliche Reaktion, wesentlich gestärkt hervorgehen. Das Menschenleben wird einen höheren Wert erhalten. Die Tuberkulose- und Säuglingsfürsorge, die Fürsorge für die Jugend und das Alter, für Kranke und Schwache, deren Entwicklung vor dem Kriege, zum Teil allerdings nur in schwachen Anfängen, begonnen wurde, werden eine große Ausbildung erfahren müssen. Aber es eröffnen sich auch immer neue Gebiete für das Fürsorgewesen. Zu diesem gehört auch der Selbstmord, der längst als eine Krankheitserscheinung, und sogar als eine ansteckende, erkannt worden ist, und gegen den kurz vor Ausbruch des Krieges eine Fürsorge in die Wege geleitet wurde. Nun hat sich der Berliner Nervenarzt Dr. Maczek das Verdienst erworben, in einem hochinteressanten Buche\*) die wissenschaftliche Grundlage zu liefern, auf der sich die Selbstmörder-Fürsorge aufzubauen habe.

Die Zahl der Selbstmörder ist zwar, im Verhältnis zur Gesamtzahl der Gestorbenen, nicht erschreckend groß. Aber immerhin haben sich im Jahre 1913 im Deutschen Reich 15 564 Menschen das Leben genommen, bei einer Gesamtzahl der Gestorbenen von 1 060 798. Auf 100 000 Einwohner kamen im genannten Jahre 23,2 Selbstmörder. Der wesentlichste Teil dieser Bedauernswerten ist aber im blühenden Lebensalter, bei voller körperlicher Kraft aus dem Leben und zerfällt dadurch auch vielfach das Lebensglück vieler anderer. In den Jahren 1890 bis 1905 fanden jährlich im Durchschnitt 53 Schülerelbstmorde statt, wöchentlich einer. Der Selbstmord von Soldaten war fast ausschließlich der Gegenstand von Erörterungen im Reichstage. Und heretisch ist auf schon die Anschauung vertreten worden, daß der Krieg auf die Gemütsstimmung einen stark niederdrückenden Einfluß ausübt und dadurch eine Vermehrung der Selbstmorde nach dem Kriege verurursachen könne. Jedenfalls aber ist nun die Zeit gekommen, wo auch dieses schon lange erörterte Problem der Selbstmordverhütung ernstlich in Angriff genommen werden muß.

Die wirtschaftlichen und allgemeinen sozialen Zustände sind sicher vom Einfluß auf die Selbstmordhäufigkeit. Daß in dem industriell hochentwickelten Sachsen auf 100 000 Einwohner 34,1 Selbstmörder im Jahre 1913 kamen, in Hamburg 38,9, in Ruß jüngere Linie 43,6, in der landwirtschaftlichen preussischen Provinz Westpreußen aber nur 14,4 im Tausend, ist ein Beweis, daß der Selbstmord auch eine soziale Erscheinung ist. Aber die schlechte wirtschaftliche Lage allein führte nie oder höchst selten zur Selbstmordtätigkeit. Niemand wird behaupten wollen, daß die Bevölkerung in Polen wirtschaftlich besser gestellt sei als die Bevölkerung von Hamburg. Heute steht es vielmehr zweifelhaft, daß der Selbstmord in der Regel, von ganz wenigen Fällen abgesehen, in einer ausschließlich sozialen Störung bewirkt wird, welche durch wirtschaftliche Krisen oder einer Notlage ausgelöst werden kann, aber auch vielfach auf andere Ursachen zurückzuführen ist. Bereits vor 100 Jahren kam ein Psychiatrer, Karl Friedrich Staudin, bei seinen Forschungen zu dem Ergebnis, daß man den Selbstmord „fast immer als ein Symptom der geistigen Krankheit ansehen“ müsse. Und seit dieser Zeit haben alle wissenschaftlichen Untersuchungen dargetan, daß der Selbstmord zu den Krankheiten zu zählen und dementsprechend zu behandeln ist.

\*) Selbstmordverdacht und Selbstmordverhütung. Verlag von Georg Thieme, Leipzig 1915.

Fest steht aber auch, daß der Selbstmord in den meisten Fällen verhütet werden kann, daß eine gut durchgeführte Selbstmordprophylaxe einen sicheren Erfolg verspricht. Den Anfang mit der „Retung“ der Selbstmörder hat, unbekümmert um den anfänglichen Spott der Öffentlichkeit und der Presse, die Heilsarmee gemacht, die auch den Stadtverein für innere Mission in Dresden und die Berliner Stadtmision dadurch anregte, mit einer „Selbstmörderfürsorge“ zu beginnen. Da aber die Selbstmordgefährlichen in der Regel geisteskrank sind, muß die Selbstmörderfürsorge von erfahrenen Nervenärzten geleitet werden. Dr. Maczek schlägt vor, eine besondere Behörde zu schaffen — wie sie bereits in England besteht —, der alle Wahrnehmungen über geistige Störungen in der eigenen oder in einer fremden Familie mitzuteilen sind, damit die Kranken überwacht und wenn nötig in eine Anstalt gebracht werden können. Soll eine derartige Einrichtung aber wirksam sein, so müsse jede größere Kommune ein entsprechendes Fürsorgebureau, ein Antiselbstmordbureau, schaffen, dem alle entsprechenden Nachrichten zugehen sollen. Ärzte, Lehrer, Geistliche, Verwaltungsbeamte sollen zusammenarbeiten. Das Bureau könne gleichzeitig auch eine zweite Aufgabe erfüllen, indem es eine Art Auskunftsstelle für eugenische Fragen überhaupt darstelle.

Mit dieser nervenärztlichen Maßnahme wäre freilich nicht alles getan, was zur Verhütung des Selbstmordes geschehen muß. Was vor allem nottut, ist eine öffentliche Aufklärung über die Erscheinungen, mit denen sich die Selbstmordsucht ankündigt. Eine gute psychiatrische Unterweisung aller Militärpflichtigen kann dazu führen, daß alle Elemente, die seelisch dem Heresidende nicht gewachsen sind, als dienstuntauglich anerkannt werden, womit das Kapitel vom Selbstmord in der Kaserne seinen Abschluß fände.

Es gibt aber auch ein großes und sehr wirksames Mittel zur Befämpfung des Selbstmordes, an dem alle einzelnen Mitglieder der Gesellschaft mitarbeiten können und müssen: der soziale und geistige Zusammenhalt in Organisationen, die jedem einzelnen Gliede eine wirtschaftliche, soziale und auch geistige Stütze bieten und auch die soziale und geistige Vereinsamung verhindern. Und die Entwicklung einer Lebens- und Weltanschauung, eines Ideals, das den Schwachen stärkt und den Starken leitet, ist ebenfalls ein Mittel zur Verhinderung und die Lebensstärkung zu fördern. Bei der Annahme des hier erörterten Problems, Verhinderung des Selbstmordes, darf deshalb auch die wirksamste Hilfe nicht unbeachtet gelassen werden: die der modernen Arbeiterbewegung!

### Österreichs Wirtschaftspolitik.

Von Anfang der Beratungen deutscher Ökonomen und ungarischer Staatsmänner und Volkswirte über den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Verbündeten, unterliegt die Wiener Arbeiterzeitung die ökonomische Wirtschaftspolitik einer scharfen Kritik. Die ökonomische Handelspolitik war durch 24 Jahre bis 1906 mit rund einer Viertelmillion Kronen aktiv und brachte uns einen Geldstrom von etwa acht Millionen Kronen ins Land. Nach dem Jahre 1906 änderte sich die Dinge. Bis 1912 haben wir um den Betrag von 2722 Millionen Kronen mehr als ausgeführt: so viel hat unsere Wirtschaft in der Zeit des Hochaufschwunges eingebracht. Der Posten hat den Inlandsmarkt zunichte, er hat auch im Zusammenhang mit anderer Vertragspolitik den Auslandsabbau untergraben. Das Wirtschaftliche aber ist, daß er nicht einmal den Handelsstand um den Willen erlangt wurde, den vorhergehenden Jahren zu haben.

Die Agrarier haben uns vor der Postenpolitik immer verweigert. Erhöht die Zölle, brecht die Wirtschaft, legt uns unter Druck und ihr merkt schon, wie wir unsere Wirtschaft verbessern, wie wir die Erträge des Bodens steigern und unseren

Viehstand vermehren! Dadurch werden wir unser Land selbst versorgen und uns besonders im Falle des Krieges vom Ausland unabhängig machen! Um eines solchen Vorteils willen hat die Industrie, haben die gesamten verbrauchenden Massen das furchtbare Opfer der verteuerten Volksernährung übernehmen müssen, für dieses Ziel hat die Industrie ihren inneren wie den äußeren Markt vertümmern sehen, für dieses Ziel hat der Staat die passiven Zahlungsbilanzen und die Gefährdung der Saluta erleiden müssen, die im Frieden durch Auslandsanleihen mühsam vertilget worden ist und jetzt offen zu Tage liegt.

Ist es erreicht worden? Sehen wir zunächst ab von der Kriegszeit. Schon in den letzten Friedensjahren wurde rückwärts, daß unser Viehstand nicht nur keinen Aufschwung nahm, sondern teilweise zurückging und daß die Körnererträge auf den Feldern weit hinter allen Erwartungen zurückblieben, daß sie insbesondere in Ungarn, auf das es ja gerade ankam, in beschämender Weise zurückblieben. Professor Schumacher sagt in bezug auf Österreich-Ungarn: „Dort wissen sie mit den Zöllen nichts anzufangen. Die Agrarier haben die höheren Preise eingestrichen und weiß Gott wozu benötigt, nur nicht zur Verbesserung der Produktionsweise. Von Haus aus sah sie in dem Jügelgewinn nur einen Zuschuß der Volksgesamtheit, damit der Bauer wie der Grundherr besorgt werden, in Altväterweise fortzukultivieren. Die Zölle wurden zur Kränkung auf den alten Schandrian; sie erwarteten dem mittleren Landwirt, sich um die Wirtschaftsbesserung zu bemühen, und erlaubten unseren großen und kleinen Grundherren, nach wie vor fern von der Wirtschaft handelsgemäß Geld auszugeben. Der Pächterbauer, der Bauer der Alpen aber wurde durch die Getreide- und Futtermittelzölle geradezu verelendet.“

Und es kam der Krieg und bewies sinnfällig, daß unsere Landwirtschaft uns nicht versorgt hat und nicht versorgen kann. Die Zahlen der Ausfuhrstatistik verraten zugleich den verhängnisvollen Irrtum unserer Handelspolitik. Wir sind vorgegangen, als wäre die Monarchie noch das Agrarproduktland des vorigen Jahrhunderts; in Wahrheit waren wir inzwischen — trotz unserer riesigen Humusflächen und dank der agrartechnischen Rückständigkeit — ein Agrarimportland geworden. Was importiert wird, muß bezahlt werden; Agrarimport kann nur durch Industrieexport ausgeglichen werden, aber diesen hat unsere Handelspolitik verlegt und vertan. Nun zahlen schon seit 1906 wachsende Auslandszahlungen an dem Markt unserer Volkswirtschaft, an dem Markt unserer Saluta, an dem Markt unserer Staatswirtschaft, und der Krieg überhört diese Wirkung. Nur der stärkste Verstand und der stärkste Arm vermögen jetzt das Gefährt herumzureißen.

### Von der Westfront.

D. A. P. 183 749.

Mit der Zufuhr Haver's; es ist nichts heranzukriegen. Schon vier Tage lang keine Feldküche, keine Post; nur troden Brot, dazu — aus gefundenen Säcken, in einer der Hausruinen des Dorfes gefahren genog gelocht — das eine Mal ein paar Roggengelächter mit Haverflocken ohne Salz, das andere Mal mit Kalbschne Jüder. Aber das alles wäre zu ertragen; der Humor für die mangelnde Zufuhr ersehen. Das Schlimmste ist, wenigstens für viele, daß mit der ausgebliebenen Zufuhr der „laufenden Verpflegung“ und dem Verlegen der Liebesgabenpaketen auch die Verjorgung mit Zigaretten und Zigaretten ausgeblieben ist.

Man hat schon gespart und gespart; aber die Vorräte schwanden immer wieder dahin. Es ist verdammt schwer zu sparen, wenn man so tagelang untätig in engen Höhlen hockt oder oben in Stellung liegt, elend durchfriert und alle Augenblicke vom feindlichen Feuer bedroht. Man muß sich doch wärmen, die Kerven beruhigen, die Gedanken zerstreuen, die Zeit verfließen. So eine Zigarette oder Zigarette bewirkt Wunder. Man muß nur welche haben.

Schon kam hier die letzte kleine weiß: „Hoffenlose“ dran. Aber der Nachbar hat noch ein halbes Duzend. Hier schändet Beteln nicht. Es die Gabe gern gewährt wird, mag dahingestellt bleiben. Hauptache ist: sie wird gewährt. Es ist eine etwas „antike“ Marke, diese Zigarette; eine von jenen „Amerikanern“, die mit der „laufenden Verpflegung“ mitkommen — aus denen man schon schlimmere Schläge auf die Deutschfeindlichkeit unserer Wittern jenseits des Ozeans gezogen hat als aus ihrer Nationalisierung an Engländer und Franzosen. Aber einem glücklichen Gaul steht man bekanntlich nicht ins Maul; diesen hat man lieber unbedenken hinein und freut sich königlich, wieder ein paar Züge rauchen zu können.

Schlupf! Die letzten Zigaretten im ganzen Unterstand sind zu Aschen geworden. Nun verfügt seine achtköpfige Bewohnerchaft

### Vater und Sohn.

Eine oberbairische Dorfgeschichte von Heinrich Schaumberger.

27. Fortsetzung.

„Von Auguste ist vorläufig gar nicht die Rede, Pat“ entgegnete Johannes, der sich hoch aufrichtete hatte. „Es handelt sich bloß um die Güter, und da ist ein Wort so gut wie tausend; ich kann sie jetzt nicht nehmen. Im übrigen bin ich ein ehrlicher Bursch und Auguste bleibe ich treu, solange ich lebe nehme ich keine andre. Warum stellt Ihr Euch so ungebührig? Erndt wird nicht beide jung und können noch warten? — Ruh' Euch nicht auch daran liegen, daß ich meine Schuldigkeit gegen die Eltern tue in jeder Weise?“

„s ist gut, s ist gut,“ fiel ihm der Bauer giftig ins Wort. „Herrgott, wer mir das heut' morgen gesagt hätte! Aber tu in Teufelsnamen, was du magst, nur die Gedanken auf Auguste laß dir vergehen; ich sage dir, ehe ich dazwischen willige, daß du sie einmal freist, eh' soll mich —“

„Errebet's nicht, Pat!“

„Verreben — dummes Zeug! Man kann nichts verreben als das Kalenabbeihen, und das nur bei der eignen!“ rief die Bäuerin. „Und jetzt bist du still, Jörg, ich leid's nicht, daß du den Johannes so schändlich behandelst, er verdient's nicht und ist oben-drein unser Pat.“

„Was Pat — ich bin kein Pat nimmer,“ fuhr der Bauer auf. „Merkt's, bei mir haßt du's aus, ich kenn' dich nicht, für mich bist du nicht's mehr auf der Welt. Marz, jetzt aus dem Haus, du haßt hier nichts mehr zu suchen, und erwähl' ich dich, daß du nur mit einem Bild nach dem Wäde guäst, dann sei dir Gott gnädig. — Was schiffst du da? — Soll ich noch deutlicher reden? — hinaus — marz — du bist übrig!“

„Eure harten Worte rechne ich Euch nicht an, ich will hoffen, daß Euch die Zeit auf andre Gedanken bringt,“ entgegnete Johannes. „Euch, Patin, dank' ich für Euren Beistand, Eure Worte sind mir ein rechtspassender Trost, und ich werde sie immer im Herzen behalten.“

„Nimm das Geplapper kein Ende?“ schalt der Bauer; die Bäuerin jedoch, ohne darauf zu achten, drückte seine Hand und sagte weinend: „Geh, Johannes, der Bauer weiß nicht mehr, was er tut; geh ihm aus dem Weg. Ich laß mich nicht gegen dich aufbringen, darauf verlaß dich — und jetzt geh!“

Auf dem Heusilber blieb Johannes sitzen, ließ den Kopf auf die Brust sinken und seufzte: „So war's überstanden, — aber — Auguste — ach, du armes, armes Mädel!“

„Ich bin nicht arm!“ flüsterte es neben ihm, und weiche Arme schlangen sich um seinen Hals. „Ich habe viel gemeint, und es wird noch manches Ungeheuer geben, aber innerlich ist mir doch leichter, da ich nun weiß, woran ich bin. Du hast recht getan, Johannes, ich sag' dir's noch einmal, und ich bin stolz auf dich, daß

du das gekannt hast. Nun wollen wir auch aushalten und feststehen; geh jetzt nicht mehr so betrübt und verlor'n herum wie bisher. Johannes, ich bitte dich herzlich darum; denk' nur, wie hoch ich das Leid ertragen, wenn ich dich schwach sehe?“

„Habe keine Angst, Auguste, ich habe lieber eingegeben, das trübliche Wesen muß ein Ende nehmen, von jetzt an will ich beweisen, daß ich ein Mann bin. Aber wisch du dich auch nicht abseufzig machen lassen? — Bleibst du mir auch treu?“

„Jamer und ewig! — Wie könnt' ich anders?“

„So härmte dich nicht. Wir haben beide ein reines Gewissen. Und dabei soll's bleiben. Will es Gott, ist's ihm ein Leides, uns zusammenzubringen — darauf wollen wir hoffen. Mein herzlicher Segen — ade!“

Dahin legte er die halboffene Rosenkranz, die heute morgen Augustins Brust geschmückt, zu der Rose vom vorigen Jahr und seufzte, als Annelies drunten laut aufschreie: „Ich kann dir nicht helfen, ich bezahl's ja doch am teuersten. — Und das Schwerste ist nun überwunden!“

14. Stille Jahre.

Wenn eine unerwartete Wendung des Schicksals eine Entscheidung fordert, die das ganze künftige Leben, Glück oder Unglück, Lust oder Leid bestimmen soll, wie post dann das Herz so ängstlich und verzagt in der Brust, wie stemmt es sich gegen das herbe „Muh“, wie plagt und quält es sich, einen Mittelweg zu finden, das harte Entweder — Oder zu umgehen! Im Gemäl seiner Schwachheit sehnt es sich nach Hilfe und Beistand; sich selbst mißtrauend harht es hierhin und dahin, und je mehr Verzweiflung das unklare, widerspruchsvolle Urteil der von eignen Interessen hin und her geworfenen Menge in ihm anrichtet, desto größer wird seine ängstliche, ratlose Verzweiflung. Und doch bleibt ihm zuletzt nur übrig, selbst zu wählen, allein auf sich gestellt, die bittere Entscheidung zu treffen, alle Verantwortung samt dem Urteil der Welt allein auf sich zu nehmen — und zu tragen.

Ist aber der Entschluß gefaßt, als fester Wille in die Seel eingewurzelt, der erste Zusammenstoß mit den gefährdeten gegenwärtigen Meinungen überstanden, dann erfolgt oft ein bedauerlicher Umschwung im Gemüt. An Stelle der Verzweiflung tritt ein höheres Vertrauen; die Opfer, welche die Entscheidung kostete und noch zu fordern droht, werden minder schmerzhaft empfunden; ein Gefühl innerlicher Befreiung hebt über die Sorgen und Ängste der Gegenwart hinweg, und nicht mehr ängstlich hoffnungslos richten sich die Blicke in die Zukunft; die Empfindung innerlicher Gehärtung, die sich stets dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung zugesellt, legt das Schwerste leicht, das Größte nicht unerreichbar erscheinen, das erhöhte Lebensgefühl sieht bereits den Kampf entschieden, das Ziel erreicht. — Und doch ist kaum ein Anfang zu nennen, der rechte, ernste, strenge Kampf steht noch bevor. Jetzt geht es bei den inneren und äußeren Ansetzungen, die aus das geängstete Herz einspännen und grausam stets den wunderbarsten Punkt zu treffen wissen — beharren; jetzt gilt es, mag auch die

höhere Begeisterung sich in dumpfe, hoffnungslose Gleichgültigkeit verkehrt haben — jetzt gilt es: feststehen, sich bewähren — und die Bewährung, sie ist schwer.

Das erfährt auch Johannes. Nur allzu bald ward er inne, wie das ein Irrtum war, als er nach dem Streit mit dem Vater meinte, nun sei das Schwerste überwunden — jetzt erst begann der Kampf.

Seine Weigerung, die Güter zu übernehmen, erregte in Bergheim ein gewaltiges Aufsehen; so was war ja seit Menschengedenken nicht vorgekommen, und je unverständlicher, unbegreiflicher den Nachbarn die Handlungsweise des Jünglings war, je weniger sie seine Gründe verstehen konnten oder wollten, desto härter und liebloser waren ihre Urteile. Sein Tun war wochenlang das alleinige Dorfgespräch, man hätte meinen können, die Bergheimer wären für ihn mit verantwortlich, so eifrig, so einmütig verdammen sie den Jüngling; mit einer Beschämlichkeit, als hätte das eigne Wohl und Wehe von seinen Entschlüssen ab, luden sie ihm das Verbrechen seines Handelns klar zu machen und ihn zur Umkehr zu bewegen. So schaute die Schneiderskette einen weiten Umweg nicht, als sie, von Schottendorf heimkehrend, Johannes in der Kollekte adern sah. Nachdem sie ihn genötigt, den Pfingel anzuhaken, schalt sie auf ihn ein: „Johannes, fürdest du dich nicht der Sünde, deiner Mutter vor den Kopf zu stoßen? Du treibst es ja wahrhaftig noch schlimmer als dein Vater! Willst du mit Gewalt deine Mutter ins Grab bringen? Keh' um, keh' um, keh' um, keh' um, denke daran, es muß ja kein Gott im Himmel sein, wenn dir das ungestraft hinginge!“

Wenige Tage danach rief ihm im Wirtshaus der Tierenhener höhnisch entgegen: „Solch sündlich dummen Menschen, wie du bist, muß es auf der Gotteswelt keinen mehr geben! So das Bild mit Füßen von sich zu stoßen, es ist rein unerhör! — Und warum? — Das sieht doch ein Blinder, daß der Frieder und die Annelies nicht wieder zusammenzubringen sind.“ — Ja, und bei aller Dummheit strak auch noch ein arger Schmutz dahinter. „Hilf der Paulesnadel ein. Das ist doch nicht anders, als den Herrgott vorzugreifen; wolle der deine Eltern wieder zusammenbringen, würde er wohl selber Mittel und Wege gefunden haben.“ — Ein andermal sagte der Ungersbauer, den Johannes als streng rechtlichen Mann achtete: „War es dir in deiner Haut zu wohl, daß dich mit Gewalt zum Sünderhof für deinen Vater anwarf? Und als er sich am Sonntag abend zu den Burschen und Mädchen gesellen wollte, rief des Dorfmeisters Barble schnippisch: „Johannes, du bist ein Züner! Jahrelang laufft du der Auguste nach und jetzt, wo du sie heiraten sollst, ist sie dir auf einmal nicht mehr gut genug? — Schämte dich! Auf was willst du warten? — eine Gräfin kriegt du doch nicht!“ — Und der Schneiderskette jagte hämisch hinzu: „Er jäugt grad' an, wie sein Vater, der hat seinen Zeit auch das Frigenmargite wegen der reichen Annelies lassen. Aber wer weiß, vielleicht erleben wir es noch, daß er gerade so weit bringt wie der Frieder!“

(Fortsetzung folgt.)

mit ihren fünf besten Rauchern nur noch über — ausgerechnet — eine Zigarette.

Aber sie gehört einem Manne mit gutem Herzen. „Kinde“, sagt er, „ich bin nicht so. Ich sehe es Guren Augen an, wie neidisch sie sind, wie gerne ihr auch möchtet. Teilen wir also die Zigarette.“ Seht Euch hier herum; und dann tut jeder abwechselnd einen Zug.“

„Gehst, getan. Sie hocken im Kreise, die Zigarette wird angezündet, und monotonernd jagt abwechselnd, jeder drei ausgeatmete Sekunden an dem schwarzen Stengel. Auch von dieser Zigarette wird man nicht eben sagen können, daß sie eine Zierde dieses Geschlechts wäre. Aber sie schmeckt köstlich; und mit Hilfe einer Spitze wird sie auch bis zum äußersten Enden aufgeraucht, bis der letzte Rest des zu Asche verwandelten Tabaks aus der Öffnung der Spitze herausgefallen ist.“

„Nun aber — endgültig Schluss! Es ist traurig, aber wahr. Der Meister hat wenigstens noch ein Pfeifen Tabak; er kann wieder schmauchen. Die anderen folgen jeder seiner Bewegungen; und ihre Gedanken kreisen um die Dampfwellen, die duftend aus dem Pfeifenkopf steigen.“

„Stunde um Stunde vergeht. Der Verzicht auf ein „Dampfen“ wird immer schmerzlicher.“

„Du, Meister“, sagt plötzlich einer, „hast Du noch viel Tabak?“

„Biel nicht, aber es geht. Bloß — was nützt Euch das, Ihr habt ja doch keine Pfeifen und seid auch kein Pfeifentrauchen gewöhnt.“

„Es ist doch Feinschnitt?“

„Ja. Beshalb?“

„Beshalb? Dann gib mal ruhig 'ne Handvoll her. Ich sehe nicht ein, warum wir uns nicht selber Zigaretten drehen sollen.“

„Rechtlich ist — deutsches Reichspatent 188 749. Gebt mal Opaht.“ Und der Sprecher zieht seine Briefstasche heraus, entnimmt ihr einen Briefumschlag, innen grün „gefiltert“, trennt vorsichtig das dünne Futterpapier heraus, legt ein Häufchen Tabak hinein, rollt seine Zigarette und steckt sie mit Speichel zu. „Na, was sagt Ihr nun? He? Und jetzt sollt Ihr mal sehen, wie das schmeckt!“

Die Erfindung findet begeisterten Beifall. Eine wilde Suche nach Briefumschlägen mit Futterpapier beginnt. Bei vorhabenem Mangel verläßt es die eine auch mit Zeitungspapier. Auch Zeitungspapier muß gehen. Meiers Tabakstriebe schmelzen im Handumdrehen zusammen. Aber für ein paar Stunden können wieder alle Hände qualmen. Und sie tun es nach Herzenslust. Pfeifenstängel in Zeitungspapier zu Zigaretten gewickelt — zu Hause hätte man's nicht geglaubt. Aber hier raucht man's und mit welchem Vergnügen!

**Abgelöst.**

Sie haben es schon ganz aufgegeben darauf zu hoffen, daß noch einmal die so sehr ersehnte Abholung eintreffen werde. Neun Tage sitzen sie nun schon in dem Herentopf, neun Tage und neun Nächte. Taglich hartes feindliches Feuer, höchste Jähre selbst die Notwendigkeit; keine Gelegenheit, sich zu waschen oder zu bewegen; Kälte und Hitze und ständige Dunkelheit in hartem Abgeschiedenheit. Und kein Vorgesetzter, kein Mensch kann sagen, was weiter zu erwarten ist; ob ein Herausziehen aus der Stellung geplant ist, wann, wohin, auf wie lange. Man kommt sich ganz verlassen, ganz preisgegeben vor. Keiner denkt daran, daß er ohne Befehl verlaßen kann; jeder ist bereit, auszuhalten. Aber es ist eine dumpfe, müde Betrübnis; eine Art Verzweiflung hat sich bei den meisten Gemütern bemächtigt.

Da kommt sie ganz plötzlich und unerwartet — die Abholung! Es mag drei Uhr nachts sein, da bringt ein Ordnungszug die Meldung: Die Kompanie soll sich bereithalten, die abholende Truppe ist auf dem Marsch.

Halb ungläubig hört man die Kunde. Aber in febriler Eile macht sich doch alles abmarßfertig.

„Indessen, die Zeit vergeht. Es wird vier, es geht auf fünf, keine Abholung ist zu sehen und zu hören. Wenn sie jetzt kommt, wird es aus auch nichts mehr. Es wird ja gleich hell, und dann können wir nicht abwarten. Dazu müssen wir doch noch einen Tag hier aushalten.“

„Es geht es hin und her.“

„Aber plötzlich ruft einer: „Hör! Ich glaube, ich höre etwas.“

„Sachliche! Den Hohlweg herunter kommen Schritte, viele Schritte. In Na ist alles aus den Stützlagern, die als Unterstützung dienen, heraus. Noch darunter ist eine Reihe, bis die neue Kompanie zur Stelle ist, sich mit allem vorwärts gerast und auch die oben auf dem Hügel in Stellung befindlichen Teil der Kompanie abgelöst hat. Dann aber geht's los, halb und halb im Schritt. Der Morgen bricht schon den Horizont.“

„Neugierig bin ich, ob wir noch angehalten über die Höhen liegen. Ich glaube, wir kriegen noch stundenlanges. Am Ende hat man nun die neun Tage glücklich überstanden und muß sich auf den Weg aus dem Kampffeld hinaus und daran freuen.“

„Nicht so glücklich. Wir kriegen Morgengewehr. Draußen gar nicht so zu tun. Immer langsam voran, immer langsam voran, daß der Kampffeld Landmann nichts merken kann.“

„Der Hauptmann will noch nicht recht glauben. Aber der Sprecher hat recht. Mit dem Morgen kommen leichte, weißlich blaue Nebel, die sich über die landigen Hügel mit ihren dürftigen Kieferbüschen lagern. Hin und wieder kriecht weiß die Artillerie; aber es sind Schiffe aus Geratens. Die Kompanie kann unbehelligt ihren Marsch fortsetzen und sogar ihr Tempo steigern.“

„Nun eine zwei Stunden lang sie herrschen des Tagesdammes, angefüllt des Reiches ständlicher Beobachtung und gegen Abwehrkraft gewandt. Es gibt ein lautes Hölle. Die Kompanie hat in Platz an, und es wird abgemacht. Da merkt man erst so recht, wie viel Opfer diese neun Tage gekostet haben. Jetzt ein Anruf der Kommanden heißt. Und wie viele müde, habe keine Kraft mehr.“

„Wir können nicht hinhin! Ohne Trift — nach!“

„Ganzam legt sich der Tag in Dämmerung. Noch wird der Eindruck von den des Abnehmens hinterlassen. Noch liegt auf den Gesichtern Müde und mühselig die Erinnerung an alle die Anstrengungen, die Entschöpfung und Strapazen, die Verwundungen und die teilweise Qualen. Die Glieder sind schwer und müde.“

„Aber die leicht langsam, langsam die Sonne durch den Nebel, geht und man hat nicht die herüber und ist das Land herüber.“

**Krafftutter in Menge!**

Ein Wort zum Schutze des grünen Roggens.

Die Einfuhr des Krafftutters, an welche die deutschen Landwirte gewöhnt waren, ist jetzt unmöglich. Deshalb hat während des Winters das Vieh sehr gelitten, die Mast war schwierig und der Milchertrag verringert. Daß man deshalb von der Verfüterung des hoffnungslosen grünen Roggens hören muß, nämlich nicht des dürr gelästen Futtermogens, sondern des jungen Getreides, ist aber nicht nötig!

Jetzt wächst uns ein Krafftutter zu, welches sonst wenig beachtet wird, das junge Laub. Wie es wirkt, weiß man von den Ziegen. Diese geben mit Laubfutter viel bessere Milch als mit Gras. Man weiß es auch aus den Untersuchungen der Gelehrten, daß das Baumlaub sehr gehaltreich ist. Es schmeckt den Tieren auch gut, nicht nur den Ziegen, die Pferde raufen es, wenn sie es erlangen können. Junges Lindenlaub essen unsere Kinder als grünes Naschwerk.

Von den Tieren kann das Laub nicht abgeweidet werden, ausgenommen das sehr niedrige, und gerade dieses muß, wenn es in Pflanzungen und Schonungen wächst, vor ihnen geschützt werden. Aber der Mensch kann das hängende Laub herunterziehen. Er gewinnt dabei, wenn er die jungen grünen Triebe mit einigen Blättern abschneidet, von einem einzigen Baume eine ganze Menge wertvoller Nährstoffe; denn ein Baum ist eine dreidimensionale Wiege. Er breitet sich nicht nur in der Fläche aus, wie gewöhnliche Wiesen, er liefert mehr Grünes, als auf der Fläche, die er bedeckt, wachsen könnte.

Schaden hat der Baum von der Ernte des ersten Laubes für Futtermittel durchaus nicht, so wenig wie die Hecke, die geschnitten wird, oder der Spargel, der bis Ende Juni geerntet wird, oder der Reinstock, dem man um diese Zeit grüne Triebe wegnimmt. Der Baum hat nämlich im Holze Nährstoffe aufgespeichert, hauptsächlich Stärke, und diese wird für den ersten Trieb nur zu einem geringen Teil verbraucht. Es bleibt noch reichlich Stärke für einen zweiten Trieb zurück, und dieser zweite Trieb erfolgt unter Entwicklung der zurückgebliebenen Knospen, die für gewöhnlich nicht zur Entfaltung kommen würden. Der zweite Trieb füllt dann im Sommer die Vorratskammern im Baume wieder auf.

Die Ausnutzung der Vorratskammern im Holze durch die Abnutzung der jungen Laubtriebe ist sehr vorteilhaft. Wissenschaftliche Techniker und Landwirte haben schon viele Anstrengungen gemacht, um die Stärkemassen im Holz als Futter zur Verwendung zu bringen. Soweit das gelungen ist, gehört dazu das Abschneiden des Holzes und eine sehr feine Mahlung, dann ist aber immer erst im wesentlichen einseitige Nahrung gewonnen. Die Lebensfähigkeit des Baumes liefert ganz kostenlos eine teilweise Verwandlung der Stärke in merkwürdiges und leichtverdauliches Eiweiß und gestattet, das Holz stehen zu lassen, so daß es nicht nötig ist, die Hecke zu schleifen, welche dem Landwirt goldene Eier legt. Und es ist ein Vorteil, der an Landesspartat grenzt, jetzt grünen Roggen als Viehfutter zu schneiden. Ist doch jeder große Heim eine Säule deutscher Kraft!

Wästen sich die Landwirte überall und nach äußerster Möglichkeit die Krafftutterische der Säume zu nutzen, welche der junge Mai ihnen schenkt, nicht nur als Grünfutter, sondern auch als Heu, denn wir wissen nicht, was kommen wird!

Wir wußten damals nicht, was kommen würde, aber wir konnten es ahnen. Jetzt wissen wir, daß empfindlicher Futtermangel besteht und daß dieser schmerzlichen Milchmangel, Futtermangel und Mangel an frischer Herborgerufen hat, Mangel an Heu, Mangel an Fett, in der Stadt sogar Mangel an Kartoffeln; Mangel, nicht bloß Fütterung. Es kommen auch wieder Nachrichten, daß wegen Futtermangels Bragetreide veräußert wird.

Die Futtermittel würde nicht bestehen, wenn das junge Laub in der empfohlenen Weise benutzt worden wäre. Wohl ist der Vorschlag von autoritativer und sachkundiger Stelle angenommen worden (Jahrg.), wohl hat das Landwirtschaftsministerium für die Benutzung des Laubfutters gewirkt, wohl hat die Militärbehörde Ländchen gekauft, aber im ganzen ist die Nutzung des Laubes Annehmlichkeit geblieben, das meiste Laub blieb unbenutzt.

**II.**

Die Ursachen für die bedauerliche Unterlassung sind zunächst in der Geistesfreiheit der Menschen zu suchen. Die Verwendung von Laubfutter erscheint jetzt als etwas Neues, obgleich sie in früheren Zeiten recht gebräuchlich war. Aber die Futterbeschaffung aus der Nährstoffmassen, welche die Tropenzone schenkt, ist so bequem bei den verbesserten Verkehrsmitteln, daß die Laubfütterung fast in Vergessenheit gebracht wurde. Zur Geistesfreiheit kommt als Ursache der Vernachlässigung des Laubfutters eine unbedachtete Scham, wie folgendes Beispiel zeigt:

Eine Schmittstube auf dem Lande, deren Mann im Krieg war, die eine über Kinder durchzuführen hatte, klagte über die Schwierigkeit der Wirtschaft. Mit der Gewandtheit war, wie üblich, landwirtschaftlich verbunden. Die Frau schaute über Futtermangel. Auf den Hinweis, daß vor ihrem Hause eine Anzahl prächtig belaubter Pappeln standen und daß ihre größeren Jungen, gerade in den Ferien, sehr wohl die jungen grünen Laubblätter, die so nahrhaft sind, hinunter holen könnten, antwortete sie: „Was würden die Leute sagen; die würden ja denken, bei mir wäre es schon alle!“

Also die Befürchtung des Scheiterns der Fülle über dem inneren bürgerlichen Mangel hindert, den Mangel zu lindern, wo die besten Mittel dazu da sind.

**III.**

Der Mangel an Krafftutter, an Milch, Butter und Käse und Schmalz und Fleisch ist ein allgemein vaterländischer Mangel. Man dürfte keine Befürchtung nicht dem freien Willen und der Ehrlichkeit der einzelnen überlassen. Man muß deshalb die Laubfütterung nicht nur empfehlen, sondern organisieren. Trotz des gesteigerten Mangels in diesem Frühjahr werden die älteren Anlagen ungenügender Benutzung des jungen Laubes wieder wirksam sein. Man muß deshalb dem allgemeinen Mangel durch eine allgemeine Anordnung von Gehegestraßen begegnen.

Man muß behördlich anordnen, daß jeder Besitzer eines Gutes, der Landwirt trägt, seinen Boden zur geeigneten Zeit zu pflügen hat. Genau wie in manchen Gegenden angeordnet ist, daß die Komposten zu häufeln sind, die Unkrauttriebe und das Spargelkraut zu entfernen sind. Jeder Gemeindevorstand (Bürgermeister) muß demnach verpflichtet werden, daß die notwendigen Vorarbeiten vorgenommen sind. Der Gemeindevorstand hat rechtzeitig zu ermitteln, ob die Arbeitskräfte dafür vorhanden sind. Sollten sie, so liefert er sie aus dem Bereiche der Kriegsgewinnungen. Diese Arbeitskräfte sind von Besitzern des Laubes zu entlassen und zu beurlauben. Da die Landwirte im Süden und Westen Deutschlands beginnen und bis zum Eintritt im Norden einen Monat vergeht, so kann ein Heer von Laubfütterern über Deutschland hinwegziehen und kann bei jeder Tagelohnung gute Nahrung und Gewandtheit erlangen. Man kann immer die besten Hilfsmittel für die Laubfütterung in ganz Deutschland benutzen, wenn der Mensch bei an die Nadel aber auch von der Dose bis an die Dürre. Das gibt eine ständige Wanderung, als wenn die Laubfütterer in den wärdigen warmen Gegenden Südens sich verbinden und sich dann im Laufe einiger Wochen durch die Hegefelder zu Schiffe bewegen müßten.

Das Landwirt wird Geld haben; deshalb muß das gemeinsame Land Geldwert haben. Die Gemeinden müssen ungenutztes und ungenutztes Land bebauen oder überlassen. Ihre Untertänigkeit ist: Käufe muß durch eine organisierte Futterbeschaffung des Reiches geboten werden, welche aus ihren Mitteln das Land zu angemessenen Preisen kauft und an städtische und ländliche Verbraucher, die Futterbedürfnisse haben, abgibt. Die Landes- und kriegsmäßige Verteilung des heimischen Krafftutters muß vermieden

werden. Sie ist eine selbstverständliche und notwendige Folge unserer kapitalistischen Organisation, welche das Gegenteil von Organisation ist. Wenn Säuren und Kaufleuten, Agenten, Vermittlern und ihren Hilfskräften ein handelsgemäßes Dasein von getrockneten Lindenblättern und dergleichen führen wollen, im Gebiete von Angebot und Nachfrage — Verzehrung, Gesetz von Angebot und Nachfrage — so wird das Laub sehr kostbar. Eine jährige kaufmännische Kraft muß vernünftigerweise ihre 50 000 Mk. jährlich haben und eine mäßige 20 000 Mk., sonst arbeitet sie für sich. Die Leute regen sich darüber auf, weil sie in Geschäften unwillig sind. Sie werden aber ganz unnützerweise moralisch, denn so ist die Welt.

Freilich nicht die ganze Welt. So. Czajkowsky, der fgl. preussische Minister für Handel und Gewerbe, der doch dem Handel und Gewerbe nicht ganz fernsteht, besorgt uns seine umfangreichen, politischen, sozialen und gelehrten Geschäfte für jährlich 36 000 Mk. und seine vorragenden Räte, sehr hohe Herren, von denen jeder löst 100 000 Mk. mindestens bekommt, wenn er in die Industrie geht, leisten ihre Arbeit noch viel billiger als der Herr Minister. Das legt den Gedanken nahe, die einfache Aufgabe, das Laub vom Baume an das Vieh zu bringen, durch den bestehenden Verwaltungsapparat zu lösen, der ohnehin mit der Laubheuerordnung befaßt werden muß. Dazu müßt allerdings der Geschäftsgang in den nachgeordneten Stellen (zugunsten der Landwirtschaft) mehr Beweglichkeit und Entschlossenheit bekommen als er hat. Sonst lieber Kaufleute, welche „Verdienen“ groß schreiben, aber auf dem Umwege des Eisens und der Fingerringe aus Eigennutz auch mit dem Lande dienen, einigermaßen das nationale Gebot, die nationale Arbeit auszuführen.

**IV.**

Über ob man nun den Umweg oder den Privatweg, den Dienstweg oder den Profitweg wählt, das ist die zweite Frage. Die Hauptsache ist, man muß das junge Laub benutzen! Es wächst eine Unmenge von nahrhaftem und wohlbedingtem Laub in Deutschland. Das Abnehmen des ersten Triebes schadet den Bäumen nicht, wenn es früh genug erfolgt. Wird diese Ernte organisiert, so ist das besser und tausendmal wirksamer, als wenn man die Dinge mit guten Ermahnungen privatwirtschaftlich laufen läßt und dann bei den üblichen Folgen der wirtschaftlichen Nichtregierung mit Butterkarten, Milchkarten oder wohl gar aufreizenden Sparjamkeitsvorschriften, mageren Volks-Kochbüchern und dergleichen unter großem Arbeitsaufwand die Leiden bestenfalls gleichmäßig verteilt aber keineswegs lindert und noch weniger behebt.

Die Organisation der Distribution kommt zu spät, die Organisation der Produktion ist notwendig!

Man sollte jetzt schon die Beordnung zur Laubernte beauftragen, damit die Menschen bei der Wiederholung im Mai nicht vor dem neuen Gedanken scheuen.

Hätte man im letzten Mai die Laubernte organisiert, anstatt propagiert, so hätten wir jetzt Butter und Milch, Fett und Fleisch in Fülle.

**Aus der Partei.**

Ein Vertrauensvotum für Liebknecht ist von den Funktionären seines Wahlkreises Spandau-Dahlembaum mit 16 gegen 15 Stimmen angenommen worden. Das Stimmverhältnis wird in der „Chemnitzer Volksstimme“ mitgeteilt; im „Vorwärts“ war dasselbe nicht angeführt.

In der Kreisversammlung in Haspe (Westfalen) wurde bei der Wahl von drei Kreistagsabgeordneten für den Landkreis Hagen unser Genosse Stadtverordneter Wilh. Leonhard gewählt, allerdings erst dann, als ein bürgerlicher Kandidat, der die gleiche Stimmenzahl wie Leonhard hatte, durch Los ausgeschieden worden war.

**Aus Nah und Fern.**

Noch eine aufgelöste Versammlung in Breslau. In Breslau hielt am Dienstag Frau Auguste Kirchhoff aus Bremen einen öffentlichen Vortrag über „die Vaterlandsliebe und die deutschen Frauen“. Darin forderte sie als Entgelt für die Leistungen der Frauen im Kriege das Frauenstimmrecht. Ihre Ausführungen waren derart, daß sie nach Meldungen Berliner Blätter den überwachenden Polizeibeamten veranlaßten, die Versammlung aufzulösen.

Grubenunglück. Auf der Zechen „Freier Boel“ und „Unverhofft“ in Schüren bei Hörde (Kreisrevier Dortmund I) fand gestern vormittag um 7 Uhr in einem Ueberbau des Flözes eine Schlammer-Explosion statt. Die Ursache der Entzündung ist wahrscheinlich das Erhitzen eines Drahtkorbes einer Wetterlampe. Ein Kohlenhauer fand den Tod. Zwei Leute wurden schwer, fünf weniger schwer und ein Steiger leicht verbrannt.

Vater und Sohn durch Gas vergiftet. Donnerstag morgen wurde in Berlin der 43jährige Paul Rabowinski und sein 17jähriger Sohn Nathan, die in der Giesstraße 25 Quergebäude, zwei Treppen, bei Landmann ein Zimmer bewohnten, beim unglücklichen in der Charité eingeliefert. Sie haben sich durch Gas vergiftet. Einen Grund zur Tat weiß man noch nicht. Man zweifelt an ihrem Aufkommen.

**Literarisches.**

Als Material für die kürzlich stattgefundenen Verhandlungen zur Erneuerung des Reichsarbeitsvertrages im Malergewerbe sind eingegangen: 1. „Entstehung und Durchführung des 2. Reichsarbeitsvertrages im Malergewerbe.“ 2. „Erhebungen über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Malerberufe vom Mai 1915“, herausgegeben vom Verband der Maler, Lackierer, Anstreicher, Tüncher und Weißbinder Deutschlands.

Von der „Neuen Zeit“ ist soeben des 19. Heft vom 1. Band des 34. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Krieg und Kampf um Dasein. Eine biologisch-psychologische Betrachtung von C. Kötter. — Die mitteleuropäischen Staaten in ihren wirtschaftlichen Beziehungen zueinander. Von E. Sauer. — Nationalismus und Internationalismus. Von Hans Fehlinger. — Vom Wirtschaftsmarkt. Zur Wirtschaftslage Frankreichs und Italiens. Von Heinrich Cunow.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns soeben Nr. 10 des 26. Jahrganges zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Aus dem vorenthaltigen Landtag. — Kriesselbständige als Verteilungsarbeiter? Von Hermann Jadel. — Die militärische Jugendvorbereitung. Von Kathilde Warm. (Schluß). — Aus der Bewegung.

**Verlustlisten.**

Erkienen sind:  
Preussische Verlustliste Nr. 446.  
Sächsische Verlustliste Nr. 251.  
Württembergische Verlustliste Nr. 341.  
Die Verlustlisten sind während der Geschäftsstunden wochentags von 8 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends in unserer Expedition, Johannstraße 46, einzusehen.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.  
Verleger: Th. Schömann, Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Labe.

**Organisation der Laubfütterung.**

Von Dr. H. Kähler-Berlin.  
I.  
Die letzten Ereignisse haben nachdrücklich, daß grüner Roggen ein wertvolles Futter ist. Ich habe darauf im „Deutschen Landwirt“ vom 1. März 1915 hingewiesen.